

Der Titel dieses Buches stammt aus einem Gedicht des türkischen Schriftstellers İlhan Berk. Wir danken Ahmet Berk sowie Achim Wagner, dem Übersetzer des Gedichtes ins Deutsche, für die freundliche Erlaubnis, den Vers als Titel zu verwenden.

Mein Dank gilt dem Ministerium für Kultur und Wissenschaft für die finanzielle Unterstützung im Rahmen des Autorenstipendiums des Landes Nordrhein-Westfalen.

„ONE OF US MUST LOSE“

Musik + Text: Glen James Hansard

© The Swell Season Publishing

Mit freundlicher Genehmigung der

Warner Chappell Musikverlag GmbH.

ISBN 978-3-7026-5942-4

1. Auflage 2020

Einbandgestaltung: b3k

© 2020 Verlag Jungbrunnen Wien

Alle Rechte vorbehalten – printed in Austria

Druck und Bindung: Buch Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan

Armin Kaster

**Der Himmel hat seine Vögel genommen
und ist gegangen**

Jungbrunnen

Für Paula

Armin Kaster

wurde 1969 in Wuppertal geboren. Als Junge las er Weltliteratur, die er nicht verstand, und wünschte sich dennoch, Schriftsteller zu werden. Nach exotischen Ausflügen in den Groß- und Außenhandel sowie die Wirtschaftswissenschaft, bog er ab zur Pädagogik und danach zur Kunst. Jetzt arbeitet er als freier Autor und Künstler und lebt mit seiner Familie in Düsseldorf. Seit Jahren führt er literarisch-künstlerische Projekte mit Kindern und Jugendlichen im In- und Ausland durch. Dabei begeistern ihn vor allem die originellen Lebenswelten junger Menschen, die er am liebsten in Geschichten verwandelt.

This may be hard to swallow
This may be hard for us to do
This may be hard to swallow
That one of us must lose
(*Glen Hansard One of us must lose*)

Auftauchen

1

Als wir das Meer zum ersten Mal sehen, schläft sie noch in unserem Zelt.

„Wie spät ist es?“, frage ich.

Jim hält mir sein Handy hin, es ist kurz nach acht. Das Display zeigt Regen. Allerdings zu Hause, hier soll es neunundzwanzig Grad heiß werden.

Jim sitzt vor einem großen Stein, neben dem unser Zelt steht. Ich liege in einem Schlafsack im Sand.

„Wie bin ich denn hier runter gekommen?“, frage ich und lasse meinen Blick über die von Felsen umsäumte Bucht schweifen. Die Morgensonne hat alles orange gefärbt.

„Wir haben dich getragen“, sagt Karl.

Ich drehe mich um. Karl krabbelt aus dem Zelt hinter mir. Er gleicht seinem Bruder Jim wie ein Stück Zucker dem anderen. Ich kann sie dennoch blind voneinander unterscheiden. Ich kenne sie mein Leben lang. Wir sind Frida, Karl und Jim. Das unzertrennliche Trio.

„Und dann?“, frage ich.

„Dann haben wir dich am Strand missbraucht“, sagt Jim.

Ich sehe die Zwillinge abwechselnd an.

„Wie habt ihr es diesmal angestellt?“

„K.-o.-Tropfen“, erklärt Jim.

Er streicht sich die dunklen Locken aus der Stirn. Seine Sommersprossen sind übers Gesicht verteilt. Wie bei Karl.

„Wir haben aber aufgepasst“, sagt Karl und streichelt meinen Arm.

„Und was ist mit Aids?“, frage ich. „Habt ihr mal an Aids gedacht?“

„Wir nehmen doch Gummis“, sagt Jim, als müsste ich das wissen.
„Ihr seid Schweine!“, rufe ich übertrieben laut und muss über das Echo lachen, das zwischen den Felsen hin und her geht.

Wir sind allein hier, wie Schiffbrüchige, die an das Ufer eines fremden Landes gespült wurden. Zumindest denke ich das in diesem Moment.

„Mir war, als hättest du’s genossen“, ergänzt Jim.

„Ich habe geschlafen!“, sage ich.

„Wirklich?“

„Ja!“

Den Kopf im Nacken, sehe ich zum Himmel. Ein paar dünne Wolken hängen träge über der Bucht und werden von der aufgehenden Sonne beschienen. Gestern Nacht sind wir zum Strand gegangen. Wir saßen auf der Klippe und sahen auf das dunkle Meer. Ab da weiß ich nichts mehr, da bin ich wohl eingeschlafen nach der langen Autofahrt.

„Wir waren härter als sonst“, sagt Jim und kraut meinen Nacken. Karl greift nach meiner Hand.

„Und jetzt, wo du schon mal wach bist, lass es uns vollenden!“, sagt er.

Ich atme tief ein und sehe aufs Wasser. Ich weiß, was kommt. So beginnt es immer. Nur frage ich mich, wie es diesmal sein wird. Denn in dem wilden Atlantik werden wir es kaum machen können. Dort würden wir sofort auseinandergetrieben, umgeben von sprudelnden Wellen und dem aufgewirbelten Sand. Wir brauchen stilles Meer, keine stürmische See.

Ich streife meine Pluderhose ab, ziehe den Hoodie über den Kopf und fröstele ein wenig in meinem Bikini. Da werde ich von den Zwillingen auch schon hochgehoben und über den Strand getragen. Ich komme mir wie eine Seejungfrau vor, die zurück ins Wasser gebracht wird. Doch kurz vor den ersten Wellen biegen sie nach links und laufen zu den zerklüfteten Felsen, die als riesiger Halbkreis die Bucht umsäumen. Davor liegen große, dunkle

Steine, halb im Sand, halb an den mächtigen Felsen gelehnt, bedeckt mit Muscheln und Kalk. Es riecht nach Fisch und Salz, die tosenden Wellen schlagen ungebremst gegen die Felsen und zerbrechen in tausend kleine Wassertropfen.

Geschickt klettern Karl und Jim über die Steine. Sie halten mich fest, und ich schließe die Augen. Ich kann ihnen vertrauen. Sie werden mich nicht fallen lassen. Ich kenne die Zwillinge besser als alle, die meinen, sie zu kennen. Nur ich weiß, wer wer ist, und wer wie riecht, und welche Haut zu wem gehört. Seit es uns gibt, sind wir unzertrennlich, und solange das so ist, ist alles gut. Als die beiden stehen bleiben, öffne ich die Augen, und für einen Moment stockt mir der Atem, denn ich schwebe über dem Rand eines Wasserbeckens, das so groß ist wie ein kleiner Pool. Ich kann bis auf den Grund sehen. In dem klaren Wasser schwimmen kleine Fische umher. An den felsigen Seitenwänden hängen Algen und Seeanemonen, und hinter dem Becken lauert das wogende Meer, als würde es nur darauf warten, uns zu verschlingen. Wie ein Tier mit Schaum vorm Mund, unzählbar wild und groß. Da schreit Karl: „Eins ...“

Und Jim ruft: „Zwei ...“

Und als ich „Drei!“ sage, werfen sie mich in die Luft.

Wie immer.

Und wie immer schreie ich, als ich in das kalte Wasser falle und durch die wirbelnden Blasen zum sandigen Grund sinke, auf dem die Sonne in gebrochenen Streifen tanzt. Ich spüre hinter mir Karl und Jim eintauchen, drehe mich um und sehe ihre dunklen Locken in dem klaren Wasser schweben. Sie strecken die Hände aus, und als wir uns berühren und einander festhalten, beginnt unser Spiel.

Das erst kurz vor unserem Tod endet, am Rande des Erstickens. Wenn wir uns mit letzter Kraft vom Boden lösen, um die Linie zwischen Wasser und Luft zu durchbrechen.

Wir spielen unser Spiel, solange wir tauchen, selbst wenn es un-

erträglich eng in unserer Brust geworden ist. So sind wir uns am nächsten, was einigermaßen riskant ist, schließlich könnte einer von uns ohnmächtig werden oder sich entschließen, sterben zu wollen.

Wir haben dieses Spiel schon überall gespielt, in den Pools unserer Freunde, den Schwimmbädern der Stadt oder in den Meeren der gemeinsamen Urlaube. Dieses Spiel können wir nur zu dritt spielen. Solange wir beisammen sind, gewinnen wir. Und wenn einer von uns im Wasser bleiben will, bleiben die anderen auch im Wasser. Das ist unsere Abmachung. Darin besteht unsere Freundschaft. Wir verlieren uns nicht. Denn wir sind bereit zu sterben.

Ich spüre, wie ein Fisch meine Wange streift, und ich drücke mich wie auf ein geheimes Zeichen zugleich mit Karl und Jim vom Boden ab. Wir springen in die Weite des Himmels, wo wir das Leben gierig in die Lungen saugen.

Aber das Leben sei vor uns gewarnt!

Wir sind bereit, es zu beenden!

2

Als ich sie zum ersten Mal sehe, liege ich am Strand und habe gerade einen Schwarm Möwen am Himmel beobachtet, der über die Bucht geflogen ist, ehe er sich über die Klippe ins Landesinnere verzogen hat. Jim ist neben mir und hat die Beine ausgestreckt, während Karl auf dem Bauch liegt und zu unserem Zelt sieht. Wir sind aus dem Wasserbecken zurück an den Strand gekraxelt, wo ich mir einen Schnitt auf der Fußsohle eingehandelt habe.

Links und rechts von mir sehe ich die dunklen Locken der Zwillinge im Sand. Sie erinnern mich an nasses Seegras, das von der Flut an Land gespült wurde. Keine Ahnung, wie Seegras aus-

sieht, aber ich stelle es mir so vor, und ehe ich überlege, was ich tue, wickle ich mit ein paar Drehungen Karls Haar wie eine Hundeleine um meinen Finger und folge seinem Blick.

„Wir gucken da rüber?“, frage ich.

Karl reagiert nicht.

Ich sehe ein Mädchen, das neben unserem Zelt hockt und raucht. Es hat blonde Haare, die zu einer Palme hochgesteckt sind, und trägt eine weiße Bluse.

„Rauchen tötet“, sage ich. „Weißt du schon?“

Mit Karls Locke am Finger warte ich, dass er etwas sagt. Tut er aber nicht. Also ziehe ich dran und knurre: „Stimmt, liebe Frida, Rauchen tötet, und es fügt Ihnen und den Menschen Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu. Außerdem verursacht es Lungenkrebs.“

Ich sehe Karl herausfordernd an.

Er dreht sich zu mir und fragt: „Und das erzählst du mir, weil ...?“

„Weil da ein Mädchen ist, das ich nicht kenne“, denke ich, und Karl grinst, weil er meine Gedanken lesen kann.

Dann springt er auf, wobei mir seine Locke vom Finger rutscht, und ich sehe ihn mit großen Schritten über den Strand zum Meer laufen.

„Habt ihr ein Geheimnis?“, frage ich Jim, der unverändert neben mir liegt.

„Wieso?“

„Weil da jemand Fremdes vor unserem Zelt sitzt.“

Ich hebe das Kinn und deute zu dem Mädchen, das aufs Meer sieht, dahin, wo Karl gerade in die Wellen springt.

„Das ist Lilli“, sagt Jim.

„Und wer ist Lilli?“, frage ich.

Jim blinzelt gegen die Sonne, wie nur Jim blinzeln kann.

„Willst du Kekse zum Frühstück?“, fragt er, zieht seine Beine an den Oberkörper, tritt in die Luft und schnellt wie eine Sprungfeder auf die Füße.

„Meinetwegen ...“, sage ich und folge ihm zu unserem Zelt, das kurz vor den Steinen am Fuße der Felsen im Sand aufgebaut ist. Dahinter führt eine Holzterrasse steil nach oben auf den Rand der Klippe.

Ich ziehe den Hoodie über, der sofort an meiner Haut klebt, und spüre, wie Sand in die Schnittwunde dringt. Aber Sand ist okay, denke ich, und als ich an dem rauchenden Mädchen vorbeigehe, fällt mir auf, dass sein linkes Bein komplett tätowiert ist, und dass seine Augen in der Morgensonne blau wie der Himmel sind.

„Seit wann ist die hier?“, flüstere ich in Jims Nacken.

„Seit wann bist du da?“, ruft Jim.

Ich senke meinen Kopf und tue so, als würde ich den Sand unter meinem Fuß abstreichen. Das Mädchen hebt den Kopf und scheint zu überlegen. Aber sie schweigt, und ich folge Jim ins Zelt.

„Hat sie hier geschlafen?“, flüstere ich.

„Ja“, sagt er. „Und ich habe dich in den Schlafsack gesteckt, damit du nicht frierst.“

„Und missbraucht, ich weiß.“

Ich stelle mir vor, wie diese Lilli bei den Zwillingen war. In unserem Zelt, mit dem wir schon so gut wie überall geschlafen haben.

„Lag sie in der Mitte?“, frage ich.

Die Mitte ist mein Platz. Da liege ich, wenn wir im Zelt schlafen. In dem Zelt schlafen wir, seit wir das Zelt haben. Und das Zelt haben wir ein Leben lang.

Ich sage: „Mein Platz ...“

Jim wühlt in seiner Tasche und zieht die Kekse hervor.

„Und wenn schon?“, sagt er.

Dabei kommt er mir so nahe, dass sich unsere Nasen berühren.

Ich sage: „Das ist ...“

Jim fragt: „Ja?“

Ich drehe meinen Kopf und krieche aus dem Zelt, sehe aufs Meer und sage: „Keine Ahnung ...“

Karl schwimmt gegen die Wellen, und ich setze mich neben Lilli.

„So, ich bin Frida“, sage ich.

„Lilli“, sagt sie.

Sie lächelt, was man so tut, wenn man sich nicht kennt, und ich frage: „Woher kommst du?“

„Aus Düsseldorf.“

„Echt, wir auch!“

Lilli sagt: „Cool“, und ich sage: „Ja, cool.“

Jim setzt sich zu uns.

„Hier, die Kekse. Hab ich aus dem Restaurant.“

Ich erinnere mich. Das Restaurant, wo wir gestern Abend saßen und Muscheln mit unendlich viel Knoblauch aßen. Unsere Eltern waren schwer angetütert, und wir flüchteten zum Meer, wo wir uns auf die Klippe setzten und auf den Atlantik schauten. Von Lilli war da noch keine Rede. Und auch nicht von unserem Zelt und den Schlafsäcken, die die Zwillinge wohl aus dem Bus holten, als ich längst schlief.

Lilli zündet sich die nächste Zigarette an, und ich frage mich, ob ihre langen, schwarzen Wimpern echt sind.

„Seid ihr allein hier?“, fragt sie.

„Wir sind zu dritt“, antworte ich. „Und du?“

Bevor sie etwas sagen kann, verrät Jim: „Unsere Eltern sind auch mit“, und zeigt zu den Häusern auf der Klippe, die wie eine Reihe schiefer Zähne am Felsen hängen. Eins davon haben wir für zwei Wochen gemietet.

Lilli bläst den Rauch der Zigarette in den Morgen, während Jim sich einen Keks in den Mund schiebt.

„Der Atlantik ist krass“, sagt Lilli. Sie zieht an ihrer Zigarette und sieht aufs Wasser, wo Karl in den Wellen treibt. Lillis Mundwinkel zucken etwas, während sie den Rauch ausbläst.

„Hier ertrinken jeden Sommer einige Menschen“, erklärt sie.

Ich stelle mir vor, wie es sein muss, alleine unter Wasser zu sein und zu ertrinken. Wenn wir tauchen, sind wir immer ganz nahe

dran. Aber wirklich sterben ist einfach unvorstellbar. Zugleich hoffe ich, dass Karl bald aus dem Meer zurückkommt.

„Es gibt doch Lifeguards“, sagt Jim und sieht Lilli fragend an.

„Und du bist allein hier?“, wiederhole ich meine Frage.

Lillis Blick huscht über mein Gesicht. Sie schiebt ihre Beine nach vorne und vergräbt die Füße im Sand. Auf ihrer linken Wade erkenne ich etwas Rot-Blaues, mit Blättern und Zähnen, das sich bis zum Rand ihrer kurzen Shorts nach oben schlängelt.

Dann springt sie auf und reckt sich zum Himmel. Ich folge Jims Blick, der Karl beobachtet, der von einer Welle ans Ufer getragen wird. Er hat die Arme nach vorne gestreckt und hält den Kopf nach unten. Als er auf dem Strand zum Liegen kommt, sieht er wie ein Toter aus, der vom Atlantik an den westlichsten Punkt Europas gespült wurde.

Ich werfe Jim einen vielsagenden Blick zu, doch der zuckt nur mit den Schultern und sagt: „Keks?“

Lilli scheint ihn nicht zu hören.

„Ihr wohnt da oben?“, fragt sie.

„Und du?“, stelle ich die Gegenfrage.

Karl ist aufgestanden und schüttelt seine nassen Haare, während Lilli den Keks nimmt und auf ihn zugeht.

„Woher kommt die?“, frage ich, und Jim sagt: „Aus heiterem Himmel.“

Da bleibt Lilli vor Karl stehen und steckt ihm den Keks in den Mund.

3

Als ich Lilli zum zweiten Mal sehe, sitzen wir auf der Terrasse und frühstücken.

Zuvor hat mir Mama ein Pflaster auf die Schnittwunde geklebt, die sie mit etwas desinfiziert hat, das höllisch brannte. Und dann

sind wir wie junge Hunde durch das Haus gerannt und haben bei jedem Zimmer vor Begeisterung geschrien. Keine Ahnung, wer sowas baut, aber das Haus ist so schön, dass ich hier sofort einziehen würde. Allein die Panoramascheibe im Wohnzimmer hat mich sprachlos gemacht, was nur selten geschieht.

„Hast du sowas schon mal gesehen“, fragte Jim, der ähnlich fassungslos war, aber noch reden konnte. „Ich dachte, die hätten nur so abgerissene Hütten.“

Karl lachte.

„Paps hat doch was von einem ‚kleinen Fischerdorf‘ erzählt.“ Ich stand noch immer ohne Worte vor der riesigen Fensterscheibe, die doppelt so breit war wie unser Garagentor. Der Boden davor war aus schwarzem Stein, und rechts im Raum befand sich ein Kamin, in dem ich locker hätte stehen können. Als wir den Frühstückstisch decken wollten, fanden wir zuerst kein Geschirr, weil kein Schrank zu sehen war. Chris, der Vater von Karl und Jim, kam schließlich auf die Idee, gegen die Wand zu drücken, und schon kam eine Schublade hervor, deren Front mit den Steinen beklebt war, von denen wir dachten, sie wären eine massive Wand.

Und jetzt sitzen wir auf der ovalen Terrasse, in deren Mitte ein prächtiger Orangenbaum steht.

„Ihr habt am Strand geschlafen?“, fragt Katharina.

Ich sehe mich in ihrer Sonnenbrille gespiegelt und stelle fest, dass ich ein Zombie bin. Nach der langen Autofahrt durch Frankreich, Spanien und Portugal bin ich völlig platt.

„Gewisse Leute durften im Zelt schlafen“, sage ich, „während andere in den Sand gelegt wurden.“

Zur Bekräftigung meiner Worte trete ich Karl unterm Tisch gegen das Bein.

„Wurdest du?“, fragt er träge.

„Verbannt und geschändet!“, jammere ich und werfe Mama einen mitleiderregenden Blick zu. Doch sie lächelt nur und sagt: „Mein

armes Kind“, und tätschelt meinen Arm. Pünktlich zum Urlaubsbeginn trägt sie ihren Strohhut und den gelben Bikini.

Papa ist leider noch in Japan. Aber er kommt in ein paar Tagen nach. Dann sind wir komplett: Mama, Papa und ich, sowie Jim, Karl, Katharina und Chris, der abseits in der Sonne sitzt und eine Kaffeetasse in der Hand hält. Er hat die gleichen Locken wie seine Söhne, nur blond. Die dunklen Haare haben die Zwillinge von Katharina, ihrer Mutter, und auch die Sommersprossen sind von ihr. Die Zwillinge sind die schönsten Jungs, die es gibt. Weltweit!

„Ich will euch keinesfalls so früh am Mittag mit Fragen belästigen“, sagt Chris. „Aber kommt ihr mit zum Strand oder gibt es andere Pläne?“

„Andere Pläne“, sagt Karl und gähnt.

„Andere Pläne?“, fragt Jim.

Ich sehe über die Terrasse, die von den Blättern des Orangenbaums beschattet ist. Von hier oben kann ich die ganze Bucht überblicken. Am frühen Morgen war das Meer noch grau, wie eine Platte aus Blei, und jetzt ist es grün und hat dunkle Flecken, wo die kleinen Felsen von den Flutwellen überspült werden.

„Es war bestimmt total schön am Strand“, schwärmt Mama.

Ich sage: „Frag die Zwillinge, ich hab ja geschlafen.“

Karl sieht mich aus den Augenwinkeln an, und Jim erklärt: „Wir fürchten, Frida wurde von einer Tsetsefliege gestochen und leidet an der Schlafkrankheit.“

„Hallo?!“, rufe ich. „Wir sind quer durch Europa gefahren. Da darf man wohl mal müde sein!“

„Seht ihr?!“, sagt Jim. „Phase eins bricht durch: Grundlose Aggressivität und Leugnung der todbringenden Krankheit.“

Ich strecke Jim die Zunge heraus und trete Karl erneut gegen das Bein.

„Sag mal ...!“, protestiert er. Und lächelt.

„Als Arzt kann ich dich beruhigen“, sagt Chris. „Wer von einer